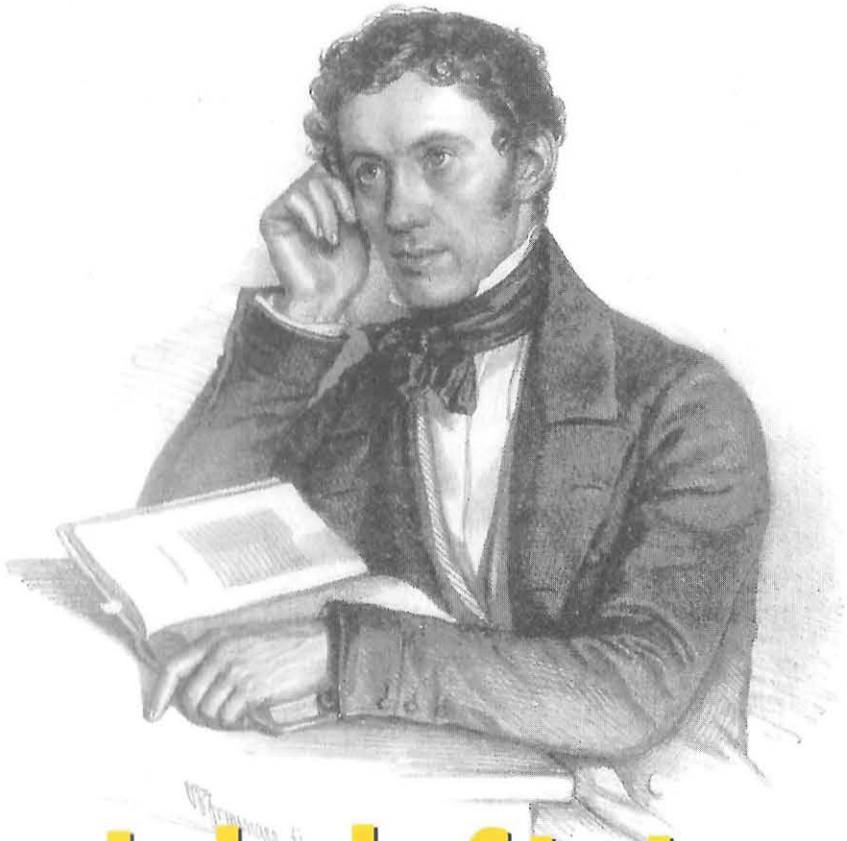


Jakob Stutz 1801 – 1877

Stationen eines Lebens

Impressum
Konzept: Walter Müller
Layout: STOZ Werbeagentur
Zitate: Aus «Sieben mal sieben Jahre», Ausgabe 1927
Aus dem «Tagebuch», herausgegeben von D. Meili
ZB: Aus der Graphischen Sammlung der Zentralbibliothek Zürich

1801-1816

Isikon bei Hittnau

Seine Jugendzeit bis zum 16. Altersjahr verbrachte der 1801 geborene Jakob Stutz im Hause, das sein Grossvater 1788 in Isikon erbauen liess.

«Das ganze Dörfchen besteht meistenteils aus alten Hütten mit Schindeldächern, und fast alle sind aneinandergebaut, dass, wenn Feuer ausbrechen müsste, beinahe das ganze Dorf eingeäschert würde, denn da ist kein Bach: drei Brunnen, die immer stark fliessen, und ein Weiher oder Wassersammler ist dort, aber das wäre nicht hinlänglich; auch ist keine Feuerspritze dort. Das Haus, wo wir wohnten, welches mein Grossvater Jakob Stutz hat bauen lassen, steht eigentlich ganz allein, aber auf der vorderen Seite von andern Häusern umgeben. Es ist ein wenig nach neuerem Geschmack als die andern; es hat wenigstens ein Ziegeldach; oben ein ziemlich schwarzes Kamin sieht wie eine Nachteule in die Ferne hinaus.

Das Haus ist beinahe ganz von Holz, aber eine kleine Mauer bis an die Stubenfenster ist daran. Es sieht natürlich einem Bauernhaus ähnlich. Das Innere des Hauses ist ganz einfach, aber nicht einfach schön, es sah auch manchmal sehr übel aus. Die Stube hat sechs Fenster. An den Wänden hingen auch nie keine Gemälde oder Bordrait. Statt denselben hingen hin und wieder Kleidungsstücke, etwa eine alte Mütze oder ein paar Schlutten; aber ein schönes, von Kirschbaumholz verfertigtes Burvet (=Kasten) mit sieben Kästchen machten der Stuben noch schönes Ansehen. Der Tisch ward auch von solchem Holz und die Stubentür von Nussbaumholz.»

Eine Badreise nach Winterthur

Im August 1809, durfte der achtjährige Jakob seine Mutter und eine Nachbarin nach Winterthur begleiten. Man ging selbstverständlich zu Fuss.

«Die Mutter beeilte sich mit Einpacken, so sehr es ihr möglich war, wobei ihr der Vater treulich half. «Aber bitte», sagte die Nachbarin, «muss der Bueb barfuss nach Winterthur gehen?» als sie sah, wie ich so lustig in der Stube herumhüpfte. «Nein, leget ihm doch Schuhe und Strümpfe an, 's hätte eher eine Art.» Die Mutter entgegnete: «Bhüet is Gott! So Burscht braucht weder Schuh' noch Strümpf' im Sommer; er lauft nur desto ringer davon. Ich habe müssen barfuss zur Kirche gehen bis ins zwanzigste Jahr. Gäbe Gott, dass jene Zeiten noch da wären!»

Ich sprang voraus wie ein Reh, um doch recht bald in Winterthur zu sein, und erinnere mich nicht im geringsten, irgendwelche Betrachtungen über den Himmel noch über die Erde gemacht zu haben.

In Wallikon begegnete uns eine alte Frau, welche fast gespensterhaft in der Dämmerung daherschlich; mir kam es vor, als wäre sie aus der Erde gekrochen.

Im Humbel oder Sonnenberg wurde der neue Anbau an dem Hause eines Fabrikanten Furrer in Augenschein genommen und sehr proper gefunden.

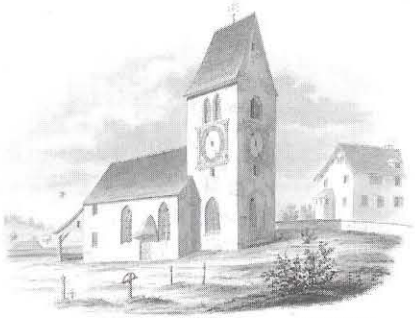
Auf einmal, und zwar zum erstenmal, sah ich die schöne Kirche von Russikon, den hohen Turm mit der roten Kuppel, von wannen ich das liebliche Geläut so oft aus weiter Ferne schon gehört hatte.

Wir kamen durch Rumlikon vorbei an des Malers Haus mit den buntbemalten Türen und Fensterladen und den hie und da angebrachten Sinnsprüchen in grosser Frakturschrift.

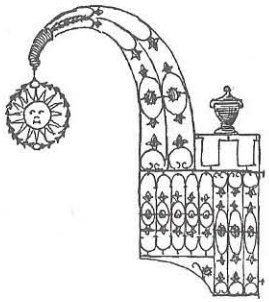
In Weisslingen wurde Halt gemacht und im dortigen Wirtshaus eingekehrt. Es wurde mir unendlich wohl, als wir in die geräumige Stube traten.

Jener Tag war vielleicht der schönste meines Lebens, eine Blume aus dem Paradies der Kindheit (wenn sie für mich, im eigentlichen Sinne, auch keine war), die mir nur noch in der Erinnerung blüht.

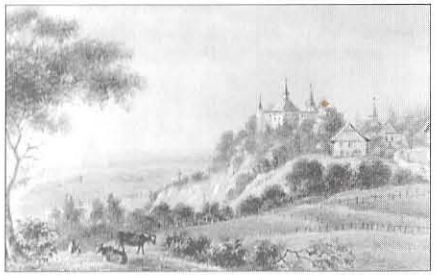
ZB Zürich



ZB Zürich



Wirtshausschild am Gasthof «zur Sonne»



Bei der Mühle in Weisslingen, welche tief in einem Felsenbecken lag, musste ich wieder staunen, dass sie nicht ein grosses, weisses Haus war wie die Mühle in Balchenstahl, wo meine Gotte daheim war, sondern nur ein niedriges, hölzernes Haus mit einem flachen Schindeldach, weil ich meinte, alle Mühlen müssten gleich sein wie die bei uns.

Wir gelangten an die Töss, welche ich da zum erstenmal sah, und auf den sehr langen und schmalen Steg, der über dieselbe führte. «Von dort herunter», sagte meine Mutter, «kommen die Fuhrleute und Fahrknechte von Turbenthal, Wila, Bauma und weiter hinauf noch», und zeigte mir die Rädergeleise von den Wagen, welche durch die Töss fahren mussten.

Plötzlich sah ich jenseits, hoch auf dem schroffen Felsen, das feste Schloss von Kyburg mit seinen Türmen. Dieser Anblick ergriff mich wunderbar und versetzte mich in eine ganz andere Gemütsstimmung als der Anblick der Kirche von Russikon.

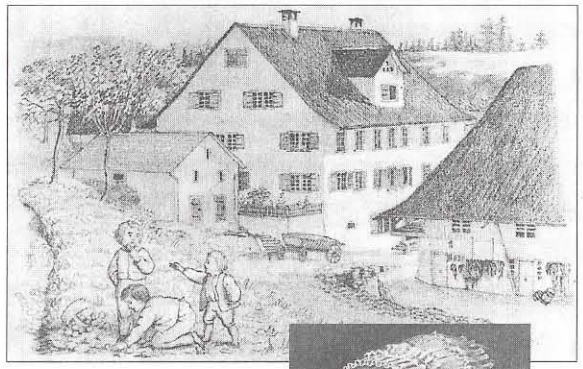
ZB Zürich

Auf einmal rollte sich ein Naturgemälde vor meinen Blicken auf, wie ich vorher und seither keines in solcher Herrlichkeit gesehen habe. Es war die Gegend von Winterthur im Licht und Glanz der steigenden Morgensonne. Wie schwebt dies wunderschöne Bild nach mehr als vierzig Jahren mir wieder so klar und lichthell vor der Seele! Ja, was uns doch mit der Kinderzeit verloren geht!»

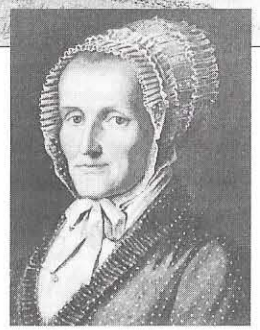
Mühle Balchenstahl

Nach dem frühen Tode seiner Eltern übernahm Hans Jakob die Stelle eines Familienoberhauptes. Sein plötzlicher Tod im Alter von 23 Jahren riss die Geschwister auseinander. Als Verdingkinder lebten sie bei Verwandten und Bekannten.

«Es ward nun beschlossen, unser Gut auf kommenden Mai zu verpachten, um dasselbe für mich aufzubehalten. Wir müssen fort und da müsse man halt in Gottes Namen sehen, wohin man uns Kinder versorgen könne. Es werde eben schwer halten, sagte der Vormund, weil die Lebensmittel im Preis fortwährend steigen und eine Teuerung kaum ausbleiben werde. Wir sollen bis dahin nachsehen, wer uns etwa aufnehmen möchte, er wolle das Seine auch tun.

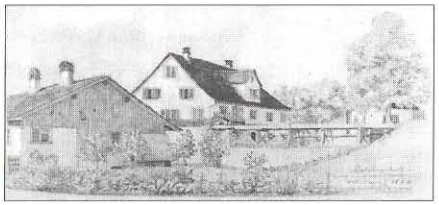


Da schauten wir einander wehmütig an; es erwachte die Geschwisterliebe, wie wir sie noch niemals gefühlt hatten. Schon kam mir das Leben unaussprechlich ernst vor, und ich musste überlegen, wie wichtig es sei, in die Welt zu kommen und durch die Welt zu gehen.



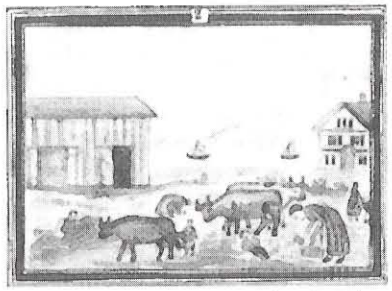
Die Abschiedsstunde war da. Wir fünf Geschwister waren zum Wegziehen bereit. Vetter Kaspar sprach uns gar tröstend und ermahnend zu, weinte aber dabei wie ein Kind. Da trat noch Bas Anneli herein, und wie sie uns so zur Abfahrt gerüstet sah, lieber Gott, wie fing sie zu jammern und zu weinen an. Wir gingen hinaus.

Indessen war der Ruhm von meinem Schreiben, Zeichnen und Malen auch in die Mühle nach Balchenstahl gedrungen. Da hiess es, wie meine Gotte sich so sehr freue, einen solchen geschickten Götti zu haben. Das freute mich in der Seele, und meine Gotte wurde mir noch einmal so lieb.

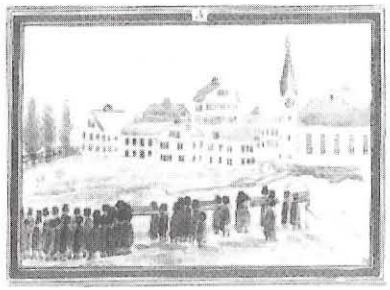


Wie ich eintrat, stand die Gotte vom Spinnrocken auf und bewillkommte mich auf echt mütterliche Weise; denn sie sah, wie meine Augen vom Weinen noch rot waren, führte mich zu Tisch, schenkte einen Becher Wein ein, und eine der Töchter brachte mir ein gewaltiges Stück Wähe dazu.»

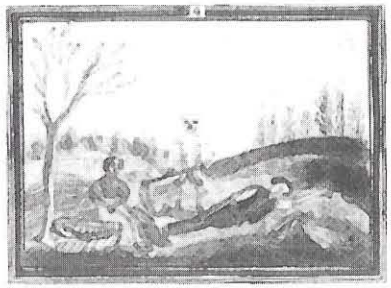
Die Hungersnot von 1816/17



Das schlimmste war die Arbeitslosigkeit, die die Armen zu Bettlern machte. Oft suchten die Hungernden mit dem Vieh ihre Nahrung auf den Feldern.



In vielen Dörfern starben jede Woche mehr als zehn Leute im besten Alter an Unterernährung.



Die Not war so gross, dass Leute «hungererstorben auf dem Felde gefunden wurden»

«Dem späten Frühling folgte ein kurzer Sommer und Herbst und diesem ein früher Winter. Um Martini schon lag Berg und Tal mit tiefem Schnee bedeckt und unter demselben an so vielen Orten die Sommerfrüchte begraben, welche des späten Reifens wegen nicht mehr eingesammelt werden konnten. Da wurde nach kurzer Zeit die Not, besonders in der östlichen Gegend, sehr gross. Von Woche zu Woche stiegen die Preise der Lebensmittel, und endlich erhielt man kaum mehr etwas um bares Geld.

Die Hungersnot nahm zusehends überhand, und die schrecklichen Gerüchte von Raub, Mord und Diebstahl wurden in Umlauf gesetzt, von Banden, welche hie und da in Mühlen und Wirtshäusern eingebrochen seien und alles geraubt und die Leute ermordet haben. Das brachte mir entsetzliche Furcht, wenn ich oft die Nacht allein in der Mühle verbringen musste. Ich fürchtete mich endlich vor meinem eigenen Schatten. Aus lauter Angst fing ich oft aus vollem Halse zu singen an.

Der Frühling kam; er blieb nicht so lange aus wie das vorherige Jahr, aber statt Wonne und Freude zeigte er Jammer und Elend. Die Menschen wehklagten und welkten dahin in Hunger und Krankheit. Scharenweise strömten die Bettler herbei; ihre blassen, erdfarbenen, aufgedunsenen Gesichter, die zusammengesunkenen Gestalten, die angeschwollenen Füsse, der matte Gang, o, wie war dies ein Bild des Jammers und entsetzlicher Not!»

1819

Pfarrhaus Hittnau

«Im Pfarrhaus wurde ich sehr freundlich aufgenommen. Gerade an demselben Tage gab der Pfarrer den Mitgliedern der Kirchenmusikgesellschaft ein Festessen sowie ein paar Tage nachher eines dem gemischten Chor. Bei diesen Anlässen sah ich nun, dass man auch in einem Pfarrhaus fröhlich und guter Dinge sein und auch schlafen dürfe. Dennoch ward mir sonderbar zu Mute; es quälte mich eben mehr Furcht und Angst als einst bei meinem Eintritt in die Mühle. Immer fürchtete ich, in irgend etwas zu verfehlen, durfte kaum auf den Boden treten aus Furcht, ihn zu beschmutzen oder Geräusche zu verursachen...

Dann begann der Pfarrer seinen Unterricht mit mir, und zwar in der Wohnstube. Er diktierte mir eine Erzählung, von der ich leider nichts verstand. Ich schrieb mit grösster Aufmerksamkeit, meinte, ich könne die Buchstaben nicht gross und zierlich genug machen und wenn ich nur das könne, dann sei alles gut. Der Pfarrer besah die Schrift, lächelte ein wenig, reichte mir ein Büchlein mit den neun Deklinationen und sagte: «Hiemit wollen wir mit dem Sprachunterricht beginnen.»

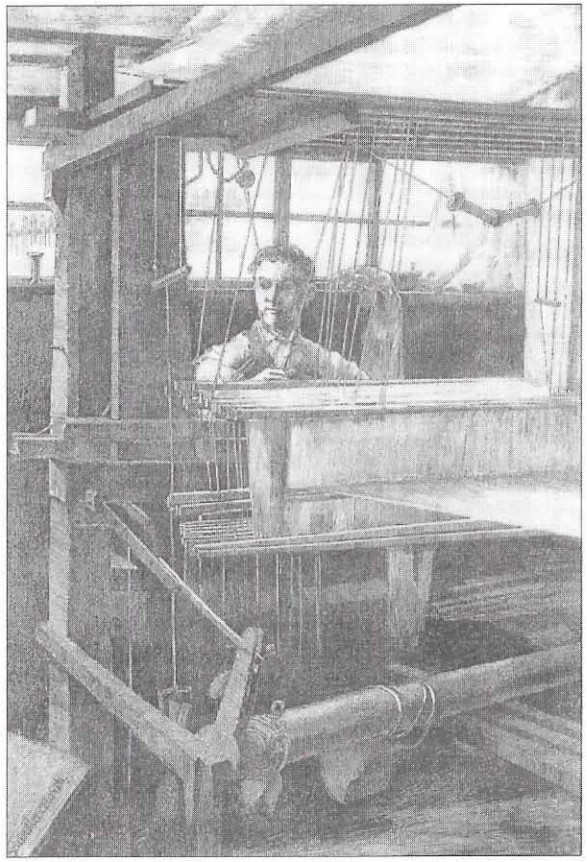
ZB Zürich

Was nun folgte, war trockener Theorieunterricht: deklinieren, konjugieren, Gross- und Kleinschreibung, Fachausdrücke, dann Geografie der Schweiz, Erdbeschreibung, Kartenkunde, die Kunst der Zusammenfassung usw. Nach kurzer Zeit musst der Unterricht abgebrochen werden!

1819-1823

Blitterswil

«Ich verliess das Dorf (Hittnau), an welches sich mir sozusagen nicht eine einzige heitere Erinnerung knüpfte, und wanderte traurig und einsam talwärts den Bergen zu. Wie das Tal sich verengerte, die Berge immer höher vor mir standen, wurde es mir immer weiter um die Brust und die Traurigkeit wurde kleiner. Und als ich in dem engen, schönen Tälchen drüben das Haus der Schwestern sah, wurde es mir ganz seelenwohl. Dort, dachte ich, werde ich vor aller Welt verborgen leben können, da werde kein Adelung (=Grammatikbüchlein), keine Geographie mich plagen, da wolle ich im stillen beten und arbeiten und mit meinem Los zufrieden sein.



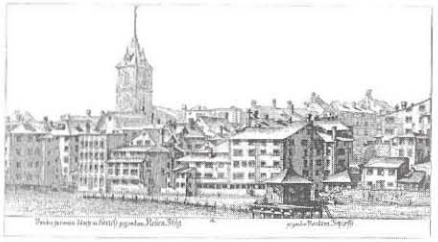
Leichten Schrittes ging ich über den schmalen Steg der rauschenden Töss und sah mit Herzensfreude, wie die Abendsonne sich hie und da in dem klaren Wasser spiegelte, und hörte mit Entzücken die Weidenflöten der Kinder aus dem grünen Gebüsch. Und als ich in der Abenddämmerung bei den lieben Meinigen eintrat, so zärtlich und liebevoll empfangen wurde, o wie wohl und leicht ward mir!

Ich hatte bisher manchen Gulden für Bücher und Papier ausgegeben, daher wurde mir gestattet, das Weben zu erlernen. Es befand sich oben im Haus ein frohmütiges Weberzimmer. Eben war ein Stuhl leer geworden und ich nahm denselben mit Freude in Besitz. Aber auch beim Weben konnte ich mein Dichten und Schreiben nicht lassen. Daher befestigte ich an der Säule desselben mein Tintenfass und obenhin einen Draht, worin ich das Papier stecken konnte.»

1821

Schipfe in Zürich

Die Angst vor einer Einberufung ins Militär veranlasste Jakob Stutz, sein friedliches Leben, das er zusammen mit seinen jüngeren Schwestern Katharina und Anna Barbara in Blitterswil führte, aufzugeben, um in der Stadt Zürich eine Stelle als Hausknecht anzutreten.



ZB Zürich

«Ängstlich trat ich zu Herrn Koch in den Laden, erholte mich aber bald; denn dieser Herr empfing mich so freundlich wie einst der Antistes. Aber Herr Koch staunte, als ich mich zum Dienst eines Hausknechtes bei ihm meldete; das wäre in der Tat zu gering für mich.

ZB Zürich

Für einen solchen Beruf scheine ich ihm auch gar so zart. Was ich denn bisher gemacht habe? Weben, antwortete ich, verstehe aber auch Güterarbeit, habe solche schon frühe erlernen müssen und sei auch in der Mühle Knecht gewesen. Sonderbar, erwiderte er, ich habe Euch für etwas ganz anderes angesehen, und zählte mir dann alles mögliche Unangenehme auf, was bei einem solchen Berufe vorkomme. Das schreckte mich nicht im mindesten ab, indem ich dachte, hier verfolge mich doch niemand wegen dem Militär.» Die politische Situation: Gemäss dem Truppenvertrag, den die besiegte Eidgenossenschaft mit Napoleon im Jahre 1798 abschliessen musste, hatte Frankreich Anrecht auf 16'000 Mann.

Es folgen Russlandfeldzug 1812/13, 2. Koalitionskrieg 1814 und Grenzschutzsoldaten 1818. Stutz wusste also, was auf ihn zukommen würde.

1823-1824

Sternenberg

ZB Zürich

In dieser Zürchergemeinde fand Jakob Stutz verständnisvolle Förderer, die ihm halfen, seine Bildungslücken so weit zu schliessen, dass er es wagen konnte, sich einem Lehrerexamen zu stellen.

«Durch meine Schwester Anna Barbara, welche sich 1823 mit einem Johannes Kägi von Sternenberg verheiratete, wurde ich mit dem damaligen Pfarrer Tobler bekannt. Er war mir durch seine Predigten, die ich oft und viel besuchte, sehr lieb und achtungswert geworden. Sein Vortrag hatte für mich etwas ungemein Anziehendes. Fast jedsmal hörte ich wieder etwas Neues zur Belehrung.

Pfarrer Tobler sowie der damalige Schulmeister Rudolf Wolfensberger wollten es gar nicht für angemessen finden, dass ich meine Zeit nur beim Webstuhl verbringen sollte. Beide redeten mir eifrig zu, Schulmeister zu werden und erboten sich, mir in den notwendigen Schulfächern Unterricht zu geben. Herr Pfarrer gab mir jeden Vormittag ein paar Stunden in der deutschen Sprache; nachmittags hatte ich beim Schulmeister einige Stunden im Rechnen und Schönschreiben. Sonderbar, wie bisher nur der blosse Gedanke an diese beiden Fächer Widerwillen und Grauen in mir bewirkt hatten, sie mir nunmehr recht lieb und angenehm wurden. Im Pfarrhaus sowie bei Herrn Wolfensberger genoss ich die vergnügtesten Stunden und lernte da nur gesprächsweise so manches, manches verstehen, was mir beim Lesen unmöglich gewesen war.

Im Frühling 1824 war mein Kurs vollendet, und ich erhielt die Versicherung, dass ich mich unerschrocken auf eine der besseren Schulen melden dürfe, denn ich sei nun imstande, ein gutes Examen zu machen.

Dass ich mich begierig nach vakanten Schulen werde erkundigt haben, versteht sich von selbst. Aber trotz aller Klagen von Verdruss und Beschwerden wollte doch weit und breit keiner der Schulmeister resignieren, noch viel weniger einer sterben.»

Portrait
von Pfarrer Salomon Tobler

ZB Zürich

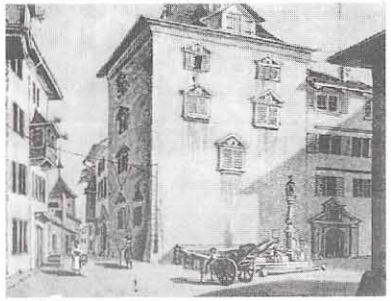
Geboren 1794
Ordiniert 1816, hierauf Vikar in Mönchaltorf
1819 Pfarrer in Wädenswil, dann im Sternenberg
1826 Pfarrer im Hirzel, Gegner des Septemberputsches, darum
1840 Pfarrer in Embrach
1864 Rücktritt im 70. Altersjahr
Verfasser des historischen Schauspiels «Die Erben Winkelried's», welches von Ignaz Thomas Scherr sehr wohlwollend besprochen wurde. Das Thema war der Freiheitskampf der Nidwaldner im Jahr 1798.

Pfarrhaus Wila 1824

«Empfohlen durch die Familie Kägi, erhielt ich auch bald eine Einladung von Herrn Pfarrer Schweizer in Wila. Meine Freude war zu gross, als dass ich nicht bald hätte entsprechen müssen. Eines Sonntag abends ging ich hin. Als ich in den hohen, geräumigen Hausgang trat, befiel mich plötzlich eine Art Furcht und zaghafte Schüchternheit, sodass ich es fast nicht wagen dufte, hinauf zu gehen, welchs Gefühl von da an sich nie wieder bei mir verlor, trotzdem dass der Pfarrer mich jedesmal mit aller Freundlichkeit empfing. Meine Lieder gefielen ihm sehr wohl, aber er konnte sich dennoch nicht enthalten, zu rügen und zu korrigieren. Da sah ich mich plötzlich auf dieser Bahn sehr weit zurückgeworfen und verlor fast den Mut mich aufzuraffen.
Ohne dass ich es wusste, war Pfarrer Schweizer immer darauf bedacht, mich in eine für die Zukunft glücklichere Lage zu versetzen; daher eröffnete er mir seine reichhaltige Bibliothek und empfahl mir, nicht bloss Gedichte, sondern auch Erzählungen und Geschichten zu lesen. Ich hatte stets freien Zutritt in sein Haus und wurde immer mit aller Freundlichkeit empfangen.»

ZB Zürich

1827-1836
Blinden- und Taubstummenschule im Brunnenturm in Zürich



ZB Zürich

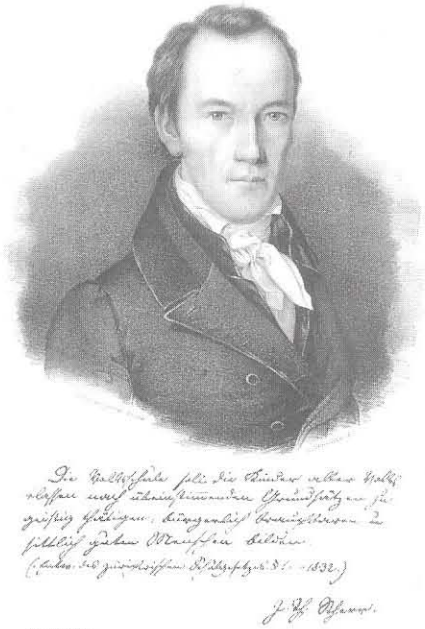
ZB Zürich

«Pfarrer Schweizer wünschte mich in sein Haus aufzunehmen, mir angemessene geistige und körperliche Beschäftigung zu geben. Ich entsprach so gerne, hatte ich ja den Pfarrer als einen väterlichen Freund kennen gelernt, und zog mit Neujahr 1827 bei ihm ein. Aber es ging nicht lange, erhielt ich einen Ruf als Arbeitslehrer in die Blinden-Anstalt nach Zürich; denn eine Sammlung meiner Lieder waren einem Vorsteher der Anstalt mitgeteilt worden.
Eine solche Nachricht hätte mich wohl billig freuen sollen, aber statt dessen erschreckte sie mich. Meine Liebe fürs Landleben, die Anhänglichkeit an all die vielen guten Leute und eine Art Furcht vor der Stadt bewirkten, dass ich den Pfarrer dringend bat, er möchte doch zurückschreiben, dass ich nicht komme. Er machte mir Vorstellungen, wie ich dort mein Durchkommen in jeder Beziehung besser finden, wie ich mich zum eigentlichen Lehrer im Schulfach heranbilden könnte; denn das sei ihm zugesagt, dass der Oberlehrer Scherr, der meine Gedichte auch gelesen habe, auf alle Weise sich mir annehmen würde. Das sei ein eigentlicher Schulmann und hätte Freude, auch mich zu einem Schulmann zu erziehen. Ferner stehe da in dem Brief, ich hätte eine jährliche Besoldung von 100 Gulden nebst Kost und Logis. Das tönte mir in die Ohren fast wie Million.
Endlich, gewiss nach manchem schweren Kampf, konnte ich mich entschliessen...
Mein Eintritt in die Anstalt wurde auf den 18. März festgesetzt, und dieser kam mir nur zu bald. Schon manchen Scheidetag musste ich erleben, aber keiner, keiner war mir so trüb und schwer wie dieser. Die Trennung vom Pfarrhaus ward mir, als ob ich von Eltern und Geschwistern scheiden müsste. Es war ein gar trüber und stürmischer Tag von Regen und heftigem Schneegestöber. Doch in diesem Sturm wurde es mir plötzlich wieder seelenwohl, und ich ging getröstet in die Stadt hinein.»

Der Unterlehrer Stutz

«Jakob Stutz hat sich durch sein Benehmen bereits bey denjenigen Mitgliedern der Direktion, welche ihn zu sehen und mit ihm zu reden den Anlassen hatte, sowie auch beym Oberlehrer H. Oberlehrer Scherr, in solchen Credit zu setzen gewusst, dass er als ein richtiges Subject für die Unterlehrerstelle angesehen werden kann.»
Das Bild des dreissigjährigen Stutz stammt vom allerersten taubstummen Schüler im Brunnenturm. Ulrich Steffen (1815-1895) wurde später Kupferstecher und Lithograph.
Dass der Unterricht von Stutz von Erfolg gekrönt war, zeigt folgendes Aufsätzchen, das Ulrich Steffen nach gut zwei Jahren seinem Unterlehrer ins Tagebuch schrieb: «Ich träumte, ich habe auf einer Wiese ein schönes, hohes Haus aus Säulen gesehen mit einer grossen Treppe. Der Herr Stutz und ich standen vor dem Hause. Die Schwester des Herrn Stutz hat uns gewinkt. Sie sagte, kommt. Sie spielte Gitarre, und hatte grosse Freude. Ich sah einen Wegweiser. Herr Stutz las wohin gehen. Die Schwester des Herrn Stutz küsste den Herrn Stutz. Ich erwachte.»
Nach zweijähriger Tätigkeit an der Schule erhielt Stutz folgende Qualifikationen: Die Aufgaben leistet er treu und gewissenhaft. Was aber besonders an ihm vermisst wird, ist Energie, Geist und Leben. Leider hindert ihn die Schwäche seiner Brust, im Tonspracheunterricht mit Kraft und Erfolg zu arbeiten.
Aber es gab immer grössere Spannungen am Institut. Stutz schrieb: «Es betrübt mich am meisten, dass ich mich nicht richtig über alles hinwegsetzen kann, was Ärgerliches in unserem Haus vorgeht. Ich glaube doch nicht, dass auf viele Meilen in der Stunde eine grössere Falschheit herrschen könne, als in unserem Hause. Wie mich das kränkt und betrübt, das glaubt doch kein Mensch. Ich kann nicht schweigen, ich muss es offen sagen, wer die eigendliche Ursache dieses bitteren treulosen Beisammenlebens ist. Kein Mensch als Frau Weggesser.»

ZB Zürich



ZB Zürich

Portrait
von Ignaz Thomas Scherr

Geboren 1801 im Württembergischen
1825 als Leiter an die Blindenanstalt in Zürich berufen
Erweiterung der Schule mit einer Taubstummenanstalt
Entwarf Lehrmittel und Lehrpläne für die Volksschule
1831 Erziehungsrat
1832 Direktor des Staatlichen Lehrerseminars in Küsnacht
1839 nach dem sog. Züriputsch entlassen
Gestorben 1870

Der Tod der Schwester 1827

Die 1803 geborene Anna Barbara war die Lieblingsschwester von Jakob Stutz. Nur vier Jahre nach der Heirat mit Johannes Kägi starb sie in ihrem Haus in der Wies. Sie hinterliess drei Kinder.
«Ich kam zu meiner Schwester und traf sie allein in der Stube an, was mir eben sehr erwünscht war, denn ich hoffte noch zum letztenmal, ihr mein Herz zu öffnen, weil es in dieser Welt wohl nicht mehr der Fall sein werde, aber ich konnte vor Weinen fast kein Wort sagen. Sie selbst tröstete mich dagegen und sagte ganz ruhig: Bruder, sei nicht traurig, du kannst mit deinen Klagen mein Schicksal nicht wenden, du machst dir zuviel Kummer und schadest damit deiner Gesundheit, es wird doch gehen, wie es Gott gefällt. Wenn niemand hilft, so hilft doch er und macht mein Leiden nicht schwer. Ich will mich in seine weise Führung schicken, sei es zum Leben oder sei es zum Tod, er wird es auch mit meinen Kindern wohl machen, und sollten wir uns auf dieser Welt nicht mehr sehen, droben hoffe ich meine Lieben alle wieder zu finden.»

Die Gemälde aus dem Volksleben

Im Jahre 1831 entschloss sich Stutz, eine Anzahl seiner Gedichte in einem Bändchen mit dem Titel «Gemälde aus dem Volksleben, nach der Natur aufgenommen und getreu dargestellt in gereimten Gesprächen Zürcherischer Mundart» herauszugeben. Seine Gedanken zu dieser Publikation vertraute er dem Tagebuch an:

«Nun habe ich eine Auswahl ländlicher Gespräche Herrn Bürkli so viel als zu kaufen gegeben. Ich hätte es aber weiss Gott nicht getan, wenn ich nicht von gelehrten Männern und wohlmeinenden Freunden aufgemuntert worden wäre. Die meisten Gespräche sind in einem satirischen Tone geschrieben, aber wenige sind doch gewiss, aus denen man nicht eine nützliche Lehre ziehen könnte. Herr Bürkli will mir immer beliebter machen, mein Namen meinen Gesprächen beisetzen zu lassen, aber zu diesem glaube ich nicht, dass ich mich entschliesse. Ach, wenn nur meine Absicht erreicht würde, dass noch Gutes damit bewirkt werden könnte.

Wie es mir doch manchmal so angst wird, dass ich meine Gespräche drucken lasse. Ach, versündige ich mich wohl deswegen nicht?»

Gemälde

aus dem Volksleben;

nach

der Natur aufgenommen

und

getreu dargestellt

in

gereimten

Gesprächen Züricherischer Mundart.

BIBLIOTHECA COLLEGII EXAETAE

Zürich, bei David Bürkli. 1831.

Gemälde

aus dem Volksleben

in zürcherischer Mundart

von

J. Stutz.

Drittes Bändchen.

Zweite verbesserte Auflage.

Erste Zeit.

Die Spinnstube.

Ungefähr um's Jahr 1807.

Zweite Zeit.

Die Webestube.

Um's Jahr 1814.

Dritte Zeit.

Fabrikantennoth.

Um's Jahr 1824.

Vierte Zeit.

Zerstörungswuth.

Vom Jahr 1830 bis 1832.

Der Brand von Uster

Erschienen 1836 als 3. Bändchen der «Gemälde aus dem Volksleben».Thomas Scherr besprach das Schauspiel im «Pädagogischen Beobachter» folgendermassen:

«Wie verschieden auch Stutzen's Leistungen beurtheilt werden mögen, das bleibt unumstösslich, dass dieser poetische Berichterstatter in einer neuen Darstellungsweise mit vielem Glücke sich bewährt hat. Wir wollen zugeben, dass ein geläuteter Geschmack einige Stücke in den ersten beiden Bändchen würde weggeschnitten haben; hingegen halten wir es durchaus der Sache angemessen, dass Stutz seine poetischen Schilderungen nicht glätten und poliren lässt, sondern frisch und keck die Vorkommenheiten so vorführt, wie sie ihm eben vorgekommen sind.

Wer Stutzen's Lebensverhältnisse erwägt und seine nunmehrigen Leistungen betrachtet, der wird ihm Achtung und Anerkennung nicht versagen, die dem vorragenden Talente gebührt.»

Stutz selber notierte in der Vorrede zum Stück:

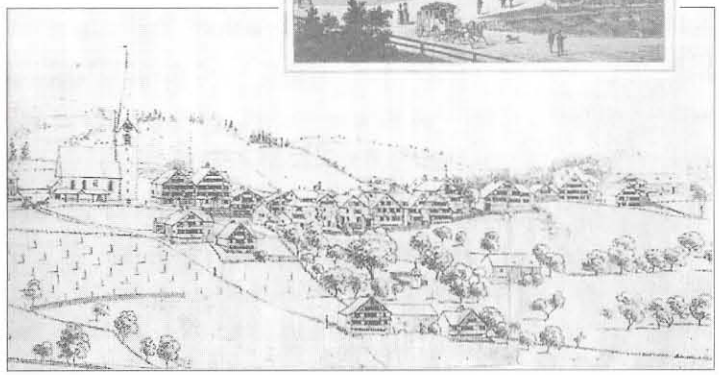
«Da kommen wir auf die Hauptquelle des Unglücks bei Uster: es ist die unglaubliche Versäumnis, die im Schulwesen Statt gefunden hatte, und die den lächerlichsten Vorurtheilen und Ansichten Raum gab. Leute, welche meinen, die Welt habe da ein Ende, wo der Gesichtskreis die scheinbare Gränze bildet, können mit Sicherheit annehmen, dass mit Zerstörung von zwanzig künstlichen Webstühlen die Handweberei überall erhalten werden möge. Wer von einem geschichtlichen Entwicklungsgange der Menschheit nie die leiseste Spur erhalten, und somit Dauer eines Menschenalters als den längsten Zeitraum betrachtet, der kann unmöglich ermessen, welchen mächtigen Veränderungen die Verhältnisse von Zeit zu Zeit unterliegen.»

1836-1841

Schwellbrunn

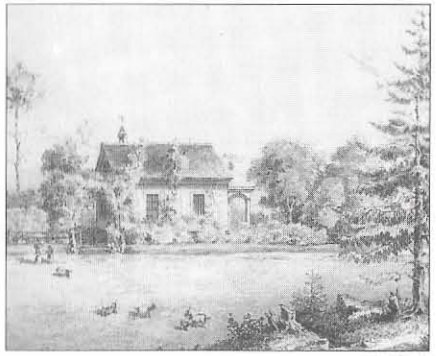
Stutz konnte sich nicht entschliessen, 1836 im neu gegründeten Lehrerseminar in Küsnacht eine Ausbildung bei Thomas Scherr anzufangen. Darum nahm er den Ruf an die private Taubstummenanstalt Schoch in Schwellbrunn an.

«Warum konnte mein Sehnen nach dem stillen Plätzchen, das ich jetzt bewohne, immer und immer nicht und auf keine Weise gestillet werden? Warum musste ich mich immer weiter davon entfernen und die Jahre 1836 bis 1841 im Appenzellerland verbringen, wo ich bei einem Freunde in Schwellbrunn zur Erholung einen Besuch von nur ein paar Tagen machen wollte? Da lebte ich wohl auf den Bergen und viel, viel Gutes wurde mir zu Teil, aber es waren nicht meine Berge, und das Heimweh nach diesen wollte sich nie ganz stillen. Ja, so tief können Eindrücke, welche wir in der Jugend empfangen, in unserem Herzen leben und wirken. Aber ohne dass ich es eigentlich wünschte, noch begehrte, musste ich da Lehrer einer Privatschule von Taubstummen, Schwerhörigen, Blinden und Vollsinnigen werden. Da ich mir nun selbst überlassen war, mir niemand mehr vorschrieb, was und wie ich lehren soll, schlug ich eigene Wege ein, und ohnedies war ich, wie man zu sagen pflegt, genötigt, mich nach dem Land zu hälden. Ich dachte, wie das Kind ohne Grammatik, ohne jegliche Theorie die Muttersprache erlerne, so könne es auch mit der Schriftsprache geschehen. Hierauf basierte ich meinen ganzen Unterricht.»

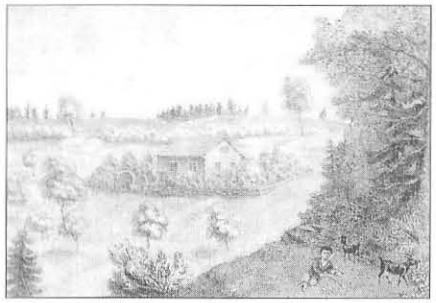


1841-1856

Matt im Sternenberg: Die Jakobszelle



ZB Zürich



ZB Zürich

«Nun war der Augenblick gekommen, wo mir nichts mehr im Wege stand, ein Bild zu verwirklichen, das mir als Knabe schon auf meiner lieben Weide dort so lebhaft vor der Seele schwebte und sich nimmer meinem Geiste verlor; ich wollte mir nach jenem Bilde eine Hütte bauen, wollte nicht mehr unter fremden Dache wohnen, sondern daheim sein an meinem eignen Herd. War ich doch immer nur dem Leib nach unter den Menschen, im Geiste aber jederzeit einsam, musste es mir ja nicht schwer fallen, auch äusserlich in Abgeschiedenheit zu leben. Nun zeichnete ich den Riss zu einem Häuschen, das nur 16 Fuss lang, 13 Fuss breit und 12 Fuss hoch sein durfte (1 Fuss= 20 cm), eingeteilt in ein Stübchen, ein Kämmerlein, Hausgang und Winde, alles von Holz und eingerichtet zum Abbrechen und Transportieren.

In meinem Tagebuch von 1842 lese ich: «Heute, als den 20. April, legte ich mein Gärtchen an, pflanzte rings eine Hecke von Johannisbeerstauden, legte eine kleine Allee an, setzte allerlei Blumen, die mir der treue Jean gesendet hat. Wie ist mir so sonderbar zu Mute, dass dies Plätzchen Erde mein Eigentum sein soll. Mit welcher Lust arbeite ich drauf! Lieber Gott, lass mich da glücklich sein und viel Gutes wirken!»

Stutz versuchte wirklich, viel Gutes zu tun:
Gründung einer Bibliothek
Gründung von einem Jugendverein
Vereinigung von Dichterfreunden unter dem Namen «Der Veilchenbund»
Gründung eines Knaben- und Mädchenvereins
Errichtung einer Jugendsparkasse
Gründung des Schillingvereins der später zu einem Sparkassenverein wurde

Im Mai 1856 brachte eine Anzeige Jakob Stutz vor das Bezirksgericht Pfäffikon und für ein paar Monate ins Gefängnis, er wurde auch für drei Jahre aus seinem Heimatkanton verbannt.

Der Veilchenbund

Die «Zürcher Oberländer Dichterschule» nannte man den Kreis um Jakob Stutz, die sich als «Freunde des Schönen» mit Gedichten und Festen einem fernen Ideal verschrieben hatten. Dazu gehörten:

1. Johann Ulrich Furrer (1827 - 1877)
Er verehrte seinen väterlichen Freund Jakob Stutz über alles, leitete die Ersparniskasse, gründete die Jugendgesellschaft und setzte sich vor allem für die arme Sternenberger Jugend ein. 1852 verheiratete er sich mit der ehemaligen Schülerin von Stutz aus der Schwellbrunner Zeit, Grite Preisig. Sein tragisches Leben endete in der Limmat.

2. Jakob Senn (1824 - 1879)
Seine Beziehungen zu Stutz wurden zusehens kritischer, erkannte er doch auch die negativen Seiten des Einsiedlers. Als Sohn eines Kleinbauern aus Fischental arbeitete er sich zum Buchhändler in Zürich empor, wanderte mit seiner Frau nach Montevideo aus, kehrte gebrochen zurück und machte seinem unglücklichen Leben selbst ein Ende. Sein wichtigstes Werk «Ein Kind des Volkes» erschien erst nach seinem Tode.

Senn und Messikommer ZB Zürich

3. Heinrich Senn (1827 - 1915)
Von ihm existieren noch unveröffentlichte Tagebücher, in denen er seinen Freund Stutz zu Worte kommen lässt.

4. Jakob Messikommer (1828 - 1917)
Neben seinen wissenschaftlichen Arbeiten existieren auch von ihm poetische Erzeugnisse, so das «Pfahlbauerlied».

Alle vier Dichter sammelten ihre Gedichte in den beiden Bänden des Veilchenbundes.

ZB Zürich

Das Portrait von 1848

«Mittags führte mich Jean Rebsamen zu Herrn Irminger, dem berühmten Portraitzeichner. Er wünschte im Namen meiner vielen Freunde und Gönner, dass ich mich möchte portraitieren und lithographieren lassen. Ich gab es zu, weil er mich versicherte, dass ich dadurch manchem Freund eine Freude bereite.»
Unter dem Bild liess er den Denkspruch setzen:

Lasset uns das häusliche Leben verbessern und verschönen; denn hier muss das Glück der Bürger, des Staates und des ganzen Vaterlandes Wurzeln schlagen, wenn es dauerhaft sein soll.

Portrait
Jakob Messikommer

1851 lernte Stutz erstmals den Pfahlbauforscher Jakob Messikommer aus Robenhausen kennen, und es entwickelte sich eine Freundschaft, die alle Anfechtungen überdauerte. Ein paar Jahre später gelangen Messikommer die sensationellen Funde im Robenhauser Riet. Stutz fand bei ihm jedoch immer eine offene Türe, und nach dessen Tod in Bettswil brachte Messikommer einige Erinnerungsstücke seines Freundes nach Wetzikon in die Sammlung der Antiquarischen Gesellschaft. 1903 war er anwesend, als man in Bäretswil das Grab des Dichters aufhob. Messikommer rettete damals den Schädel von Jakob Stutz.

Sieben mal sieben Jahre

Im Jahr 1842 begann Stutz mit der Niederschrift seiner Lebenserinnerungen, die ursprünglich den Titel «Sechs mal sieben Jahre aus meinem Leben» trugen. Eine erste Fassung scheint bereits 1825 geschrieben worden zu sein. 1853 erschien dann die erste Lieferung der endgültigen Variante, welche im August 1855 abgeschlossen wurde.

Sieben Mal sieben Jahre

aus meinem Leben.

Als Beitrag

zu näherer Kenntniß des Volkes

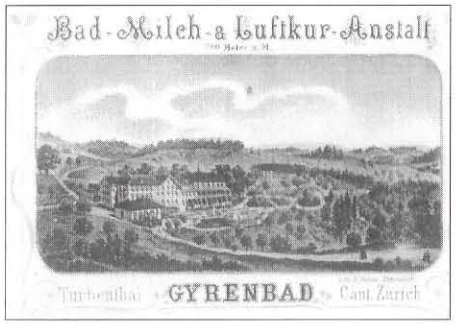
von

Jakob Stutz.

(Verfasser der Gemälde aus dem Volksleben.)

«In meiner Jugend, in den fröhlichen Jahren der Eitelkeit, wo ich mich selbst und das Leben nicht kannte, mir alle Menschen in der Umgebung gut und freundlich waren, Jeder mich pries und rühmte, wie geschickt und brav ich sei, wie ich schöne Lieder aufrichten, prächtig schreiben und malen und gar lieblich singen und spielen könne, meinte ich manchmal auch selbst, ich sei ein ganz besonderer, merkwürdiger Mensch, meinte endlich sogar, es würde sich gewiss der Mühe lohnen, wenn Einer ein grosses Buch über meine Person schreiben und dasselbe sogar mit meinem Bildnis zieren würde, wie ich es hie und da von geistlichen und weltlichen Leuten in Gebet- und andern Büchern gesehen hatte. Bei diesem Anlass aber, nämlich bei Herausgabe dieser neuen eigenthümlichen Art der Volksgemälde, in welchen mein Lebenslauf darin verflochten ist, kommt es mir wieder lebhaft in Erinnerung und ich möchte darüber lachen, oder eher schämen. Aber – was thue ich jetzt, in den Jahren meines Alters? Lieber Gott, ich lasse es doch noch dahin kommen, meine Lebensgeschichte im Druck heraus zu geben!»

1851 im Gyrenbad



«Mein krankes Bein veranlasste mich, das Gyrenbad bei Turbenthal zu besuchen. Letzten Mondtag Mittag ging ich hin, es war gar herrliche Witterung. Unbekannt trat ich in die Wirtsstube. Ich musste seither lachen, wie man so höflich gegen mich wurde, als man mich als den Dichter und Einsiedler von Jacobszell erkannte. Wie es unter der grossen Zahl von Badgästen, vornehme und gering, gleich einem Lauffeuer verbreitet wurde, dass ich im Bade sei. Gott Lob, dass mir die Leidenschaft des Stolzes und der Eitelkeit nicht anklebt, hier wäre alle Nahrung dafür gewesen. Weiss Gott, ich muss erstaunen, wie viel die Leute von mir halten. Solche Aufmerksamkeit und Ehre mochte kaum einem Schiller und Göthe zu Theil werden.»

Is Bad

Gott Lob, de Winter isch verbi,
Jez isch de Maie do!
Mä hät gar schüli planget druf,
Und gmeint, er well nüd cho.
Es freut si alles, Bueb und Chind,
Es freut si Ma und Frau.
Doch loset, scho goht'd Grochse-n-a,
Herr Jeger, warum au?

Dem tuet de Rugge schüli weh
Und das und dises no,
In Zähne chlagt das und im Chopf
Und s'schreit halt Mordio.
Churz, nüt as jomere Tag und Nacht
As wär de Tod parad.
Isch's ächt so gforli? Ae du Narr
Mä möcht halt gern is Bad.

Und so es grüsligs Jomergschrei
Das ghört de Badwirt gern,
Drum schribt er au sis Wasser us
S'sei besser no as vern.
Es sei für alli Uebel guet
Churz, was's au immer sei.
Und s'freue herzli, wenn er bald
S'ganz Hus voll Bader hei.

Und jez: Ach wärs au Nidsihgend!
So wett i hütt scho go.
Sait Jungs und Alts und Wyb und Ma
Mags nüme meh usgsto!
Sett z'Oder lo, s'sett gschräpfet si
Sett schwitze früe und spot.
Das setti tue und mues es tue
Sust brächts mer gwüss de Tod.

Und wänn de Mo dänn nidsi got
So gönd d'Lüt obsi uf
Uf s'Gyrebad, in Sunneberg
Und badet wacker druf,
Und wäsched si mit Wasser ab,
Und trinked guete Wi.
Denn in und usse mues mä halt
Recht suber gwäsche si.

So badet mä-n und schräpft und schwitzt
Und isst und trinkt si Sach.
Mä schwätzt und lacht, mä singt und pfift
Und - s'besseret alsgmach.
Und nidsi gohts dänn wider hei,
Wenn obsi goht de Mo.
Und - sei mä gsund en anders Johr,
Sä well mä wieder cho.

Portrait als Einsiedler

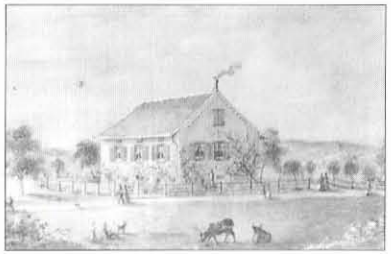
Stutz lebte äusserst bescheiden und litt auch manchmal Not. Seine drei Mahlzeiten bestanden hauptsächlich aus Kaffee, den er mit Erbsenmehl streckte, sobald er von dieser Möglichkeit hörte. Er besass ein kleines erspartes Vermögen und genoss dessen Zinsen. Ein wenig verdiente er von seiner Schriftstellerei.
«Ich bin bald an Kleidern so entblösst, dass ich nirgens mehr hin darf, kaum noch in die Kirche. Gestern und heute flickte ich an meinen zerrissenen Winterstrümpfen und vorgestern Hosen und Weste. Was doch das alte Zeug für Mühe gibt!»

ZB Zürich

1856

Wängi im Kanton Thurgau

Bei seiner jüngeren Schwester Katharina, die seit 1836 mit Alfons Berkmüller verheiratet war, fand der heimatlose Dichter vorerst eine Unterkunft. Schon in den Jahren zuvor hatte er von Zürich aus einen regen Briefwechsel mit der poetisch ebenfalls begabten Katharina geführt. Ihre Gedichte liess er bereits 1831 in einem schmalen Bändchen veröffentlichen. Alfons Berkmüller, der aus dem süddeutschen Raum stammte und in der Spinnerei in Wängi als Buchhalter arbeitete, war ein begabter Zeichner, von dem sich Dutzende von Dorfansichten erhalten haben.



1857

Oberholz bei Wald

Hart an der Kantonsgrenze, aber bereits auf St. Gallergebiet, verbrachte Stutz die nächsten Jahre in der Verbannung. Seine bisher unpublizierten Tagebücher würden genauere Auskunft über seine Tätigkeiten geben.

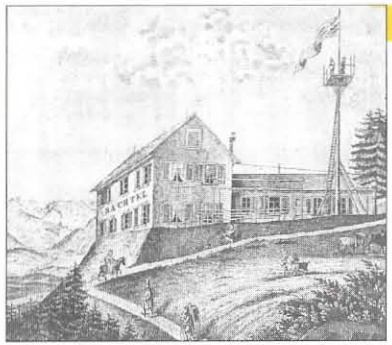
1858-1861

Neubad bei Ernetschwil

Neubad Ernetschwil bei Uznach.

Eine weitere vorübergehende Heimat fand Jakob Stutz im Neubad (Bad Häbligen) .Im benachbarten Gommiswald war er als Theaterregisseur tätig, auf dem Ricken als Hauslehrer. Die Tagebücher aus dieser Zeit sind ebenfalls unpubliziert.

Berggasthaus Bachtel

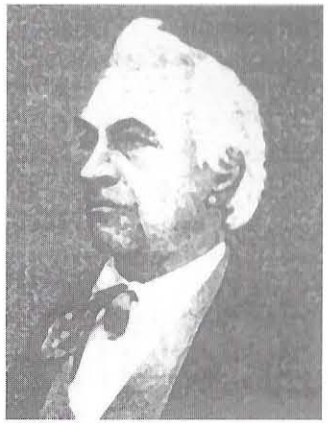


Die Familie Ryf, welche das 1852 erbaute Berggasthaus Bachtel führten, stellten Stutz wiederum als Privatlehrer an. Nach einem knappen Jahr zog der Dichter weiter.

1858-1866

Glarus

Nachdem die Hauslehrerstelle in Maseltrangen wegen den Spannungen mit Frau Hässig, der Mutter der Kinder, nach gut zwei Jahren abgebrochen wurde, fand Jakob Stutz beim Verleger Jakob Vogel in Glarus für ein weiteres halbes Jahr eine Bleibe. Anschliessend arbeitete er als Kellner und Hausknecht in der Krone Kempraten, wo Stutz auch wieder als Theaterregisseur tätig war. Spannungen mit der Wirtin veranlassten ihn zum Wegzug.



Jakob Vogel

1867-1877

Bettswil

Die letzten Jahre verbrachte er bei seiner Nichte Margaretha Walder-Kägi im Wirtshaus «Zum Pilatusblick». Zum letztenmal durfte er Theaterstücke inszenieren, und zwar in Bettswil und im Ochsen in Kempten. Leider sind aus dieser Zeit keine Tagebücher mehr vorhanden, die Einblick in seine Gedankenwelt geben würden. Am 14. Mai starb Jakob Stutz und wurde hierauf auf dem Friedhof Bäretswil beigesetzt.

Eine bescheidene Todesanzeige wies am 15. Mai 1877 auf den Hinschied des Volksdichters Jakob Stutz hin. Die einzige Würdigung erschien damals im «Nebelspalter».

Todesanzeige.

Allen Freunden und Bekannten mache die schmerzliche Mittheilung, daß es dem Allmächtigen gefallen hat, unsern geliebten Onkel und Schwager

J. J. Stutz, Volksdichter,

nach langen schweren Leiden heute Morgens 1 Uhr im Alter von 75 Jahren, 5 Monaten und 16 Tagen in die ewige Heimat abzurufen.

Um stille Theilnahme bittet
Namens der trauernden Hinterlassenen:
Ed. Rüegg, Calligraph.

Pfäffikon, den 14. Mai 1877.

Die Beerdigung findet **Freitag den 18. ds.,** Vormittags 10 Uhr, in Bärentsweil statt.

† Jakob Stutz.

Wie ischt dis Herz a euſ'rem Völchli ghanget,
Wie häd dis Lied das ganzi Volch erfreut,
Wie hädmer g'wartet und wie hädmer planget,
bis uſ de Tiſch Du Neu's häſt g'leit.
Du häſt das Spröchli euſre ſchöne Gaue
Zur wahre Sprach gmacht wyt und breit;
Und i der Sprach, wie chan mer's Völchli g'ſchaue
Und kennt ſys Fühle, Schmerz und Leid.
Ja, das ſind Bilder, die thücnd nie vergah,
Die händ de ſtolziſt Titel Dir erworbe,
De ganz Kanton ſeits und die Schwyz ſeit's nah:
De beſcht Volksdichter iſt mit Dir eus g'ſtorbe!

(Nebelſpalter.)